

Schuld um Schuld.

Roman in zwei Bänden von Ludwig Habicht.

Doch da brach wie die Sonne heute durch den Nebel das freundliche, freudige Lächeln wieder durch Arthurs trübe Miene. Im ersten Stocke eines am Schloßplage belegenen Hauses hatte sich ihm aus einem geöffneten Fenster ein von einem weißem Hute, unter welchem bernsteinfarbiges Haar hervorquoll, umrahmter Wangenprofil zu; zwei dunkle Augen schauten ihm liebevoll entgegen. Es war seine Schwester, seine kleine Paula, die da an der Brüstung gelehrt stand, neben ihr flatterte ein weißes Taigehäutchen, von einer resoluten Hand geschwungen, in die Luft. Ellen Spidde's weißes, von der Freude und dem frischen Morgen hochroth gefärbtes Gesicht lachte ihm entgegen, die frischen Lippen des großen Mundes waren geöffnet, so daß er ihr, Willkommen, Lieutenant Sonnland, ganz deutlich zu hören glaubte.

Und er dankte, dankte ohne es zu wollen in einer Weise, die dem aufschauenden Mädchen sagte, was sie zu vernehmen wünschte; er war ja so glücklich, daß unter den vielen Menschen, die da zusammengetrömmelt, wenigstens einige waren, die speziell ihn erwarteten hatten. Der von Wrling hereingekommene Herzog, begleitet von Erbprinzen, trat auf die Rampe des Schloßes und begrüßte das heimleerende Regiment, das hierauf in die Kasernen und die Quartiere abrückte. Immer noch tönten die Jubelrufe, immer noch wogte die Menge auf und ab, aber nach und nach verwich die Fröhlichkeit und machte einer ernstlichen Haltung Platz. Ein Hüßler und Kammern ging durch die Reihen; Traumen, Grauen, Entsetzen malte sich in den Gesichtern, man sprach, gestikulirte und stritt durcheinander.

In die Freude des Tages mußte plötzlich die Kunde von einem erschütternden Ereignis gefallen sein.

„Was haben nur die Leute?“ fragte Paula, deren bangendes Herz immer ein Unheil wirkerte, und die deshalb ein scharfes Auge für jedes Anzeichen eines solchen hatte. Sollte sich unter der Menge irgend ein Unfall ereignet haben?“

„O nicht doch,“ erwiderte Ellen, die so glücklich war, um etwas anders, als im vollen Lichte zu sehen, „die Leute sind ja jedenfalls ruhig.“

„Nein, nein, Paula, Sie haben recht!“ sagte jetzt auch Mrs. Spidde, die an andern Fenstern stand, das neben ihr liegende Oberglas zur Hand genommen hatte. „Mr. Spidde, was ist geschehen?“ wandte sie sich an ihren Mann, der den Einzug der Truppen auf der Straße mit angesehen hatte und jetzt ins Zimmer trat.

„O, nichts, nichts!“ sagte er gelassen wie immer, es war aber doch etwas in seinem Blick und Ton, was die drei Frauen mit Beorgnis erfüllte.

„Mr. Spidde, was ist geschehen?“ fragte Paula, „ich sehe es Ihnen an. Sie wollen uns etwas verbergen; das Unglück kann nur mich betreffen.“

„Nicht doch, nicht doch,“ wehrte der Amerikaner. „Mein Vater, mein Bruder!“ rief das junge Mädchen händeringend.

„Liebes Fräulein, ich habe beide gesehen, es ist keiner, der Sie so nahe angeht.“

„Aun denn, ja,“ verlegte der Amerikaner langsam, bedächtig, „es ist kaum zu fassen, er war gestern Abend so vergnügt und gesund wie ein Fisch, als ich von Roggen mit ihm heimkehrte.“

„Wer denn?“

„Der junge Kröner. Man hat ihn heute morgen todt im Bette gefunden!“

Mit einem lauten Schrei sank Paula zurück, sie war ohn-

mächtig. Wie aus weiter Ferne drang noch Ellens Frage: „Der Baumeister?“ — und die Antwort des Amerikaners an ihr Ohr: „Nein, der Ingenieur, Max Kröner.“

„Man hat den Ingenieur Kröner todt im Bette gefunden!“ Unzählige male wurde der Ausruf auf den Straßen und bald auch in den Häusern wiederholt. Wer die Kunde zuerst gebracht, das vermochte Niemand so recht zu sagen, genug sie war da, pflanzte sich mit Windeseile fort und wirkte wie ein kalter Wasserstrahl auf die froh bewegte Stadt. Die herrschende Aufregung ward allerdings eher geleigert als gedämpft, aber sie nahm einen anderen Charakter an; Schred, Entsetzen und die Lust am Schaurigen gewannen die Oberhand; man begnügte sich nicht mehr mit der nackten Thatsache, man wollte genauer wissen, wie das Schreckliche sich zugetragen, ob ein Unfall, ob eigene oder fremde Schuld einen Lebensfaden, der jeder menschlichen Berechnung nach von recht langer Dauer gewesen, so jäh abgebrochen hatte.

Max Kröner war eine recht bekannte und nicht unbeliebte Erscheinung in den Straßen und auf den Promenaden Goslaus gewesen; der Name seines Bruders als Erbauer des erbyrmlischen Palais war zudem jezt in aller Munde, das erlöbte noch das Interesse an dem erschütternden Vorfall.

Die Saalherberg'sche Fabrik lag draußen in der sogenannten Wasserstadt, in der Nähe derselben hatte Max Kröner seine Wohnung gehabt; dortin wälzte sich der Strom der Neugierigen, aber man fand den Zugang zu dem Hause bereits durch die Polizei abgesperrt und mußte sich begnügen, den Hergang der Sache aus dritter und vierter Hand zu erfahren. Tief dabei auch mancherlei Falsches mit unter, so war er doch im großen und ganzen folgender:

Das Haus, in welchem Max Kröner wohnte, gehörte einem Seiler, der im Erdgeschoße seinen Laden hatte und mit seiner Familie wohnte, im Hofe war die Werkstatt, auf dem Boden schliefen der Geselle und der Lehrling und der erste Stock, — das Haus besaß nur diesen und in denselben zwei Zimmer und ein Kabinett, — war möblirt vermiehtet. Max Kröner hatte es schon umge, so lange er in Goslau war, die Frau des Seilers besorgte seine Bedienung oder ließ sie vielmehr durch ihre zwei erwachsenen Töchter besorgen, die Familie hatte Max, der umgänglich und leicht zugänglich gestellt war, gern, war mit allen seinen kleinen Schwefelkugeln vertraut und richtete sich danach.

Zu diesen Schwefelkugeln gehörte es denn auch, daß Kröner, wenn er in der Nacht spät nachhause gekommen war, an andern Morgen möglichst lange schlief. Er nahm es dann mit dem pünktlichen Erscheinen im Bureau nicht allzu genau, und da er ein schneller Arbeiter und mit seinen Aufgaben selten an eine ganz bestimmte Zeit gebunden war, so sah man ihm die kleine Unregelmäßigkeit seitens der Fabrikbesitzer nach.

In der vorhergehenden Nacht hatten die Wirtshausleute ihren jungen Zimmerherrn auch heimkommen hören und an andern Morgen, als er nicht zur gewohnten Zeit nach Rastwasser und Frühstück küngele, um so weniger daran gedacht, ihn zu wecken, als infolge des gestrigen Wahltages und des heutigen Entrückens des Militärs die Stadt ohnehin ein wenig aus Hand und Land war.

Meister Unger, der Geselle und der Lehrbursche, sowie die beiden Töchter waren nach dem Bahnhof gefahren und nur die Frau dabeim geblieben, um doch zur Hand zu sein, wenn Herr Kröner etwas verlangte, sie hatte indes kein Arg daraus, daß dies noch nicht geschah und würde nicht daran gedacht haben, ihn zu wecken, wenn nicht ein Bote von der Fabrik gekommen wäre, um ihn zur Eile zu mahnen, da man einer Zeichnung, die er in sein Bult geschossen, dringend bedurfte.

Jetzt ging Frau Unger hinauf, klopfte an die auf den Vor-

ererbten Brauch aufständig geworden, und da die Selbsthilfe nicht durchbrach, haben die dortigen Frauen nach Staatshilfe, nach der Polizei geschrien und an den Bürgermeister des Städtchens das nachfolgende originelle Gesuch gerichtet: „Vor einigen Jahren haben wir dieselbe Bitte an Sie gerichtet wie heute, daß Sie Ihre Polizei-Sergeanten allabendlich die hiesigen Wirtschaften revidiren lassen, um festzustellen, wie unsere Männer die halbe Nacht dort zubringen. Weichen Sie sich in unsere Lage, wenn man nach des Tages Schlafstunde noch halbe Nächte wachend zubringen muß; außerdem kann man das dort zu viel verwehrt Geld im Haushalt sehr gut verwenden. In der Hoffnung, daß unsere Bitte offene Ohren findet, zeichnen wir mit aller Hochachtung! Wehrene Mettmann Bürgerinnen!“

• Ein Tourist rottet in einem kleinen Städtchen Tirols, das sich zum Luftkurort herausgebildet hat. „Ihr Städtchen ist sehr schön gelegen,“ sagte der Fremde zum Gastwirt, „aber wie kommt es, daß alle Wege mit kleinen spitzen Steinen überworfen sind?“ „Weil unser Bürgermeister auch Schuhmacher ist.“

• Mißglückte Galanterie. Herr (in einem Konzert zu einer Dame, die seinen Klavir bekommen): „Darf ich Ihnen, mein Fräulein, einen Stuhl anbieten?“ „Sie sehen schon ganz abgesehen aus!“

• Wacht der Gewohnheit. Lehrer: „Mein Fräulein, Sie müssen sich angewöhnen, das Bedal nicht so häufig zu gebrauchen!“ Fräulein: „Das kann ich nicht!“ Lehrer: „Weshalb denn nicht?“ Fräulein: „Ich habe jahrelang an der Maßschaine gearbeitet!“

Im Wandber. Hauptmann: „Herr Lieutenant, befehlen Sie mir Ihren Jagd des Gehirns dort!“ Lieutenant: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, ist ein Brauordfisch!“ „Wieso?“ „Der Weitzer ist mein Gläubiger.“

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

Die akademische Kunstausstellung in Berlin erhielt am Sonntag das eben vollendete Gemälde Professor Fritz Behrens' Entfaltung des Denkmals der Königin Luise am 10. März 1890, eine neue Angelegenheit. Das figurenreiche treffliche Bild ist im Auftrag des Staates geschaffen worden und geht nach Schluß der akademischen Ausstellung an den Ort seiner Bestimmung, die königliche Nationalgalerie, über. Werner hat die erhebende Feier, welcher das Bild gilt, in gewohnter meistbakter Weise dargestellt. Wir leben zur Rechten das Denkmal, demselben gegenüber den hochgeliebten Kaiser Wilhelm und die ganze kaiserliche Familie. Daneben die Minister Bülow, Bismarck und Suida. Den Vordergrund bilden die Angehörigen des Hofes. Der silbergraue Ton des Ganzen ist in voller Tagesbeleuchtung überall durchgehend und das Einzelne in echt künstlerischer Weise der Totalwirkung untergeordnet. Das Ganze ist um so mehr als ein durchaus veredelmäßiges Werk zu betrachten, als es nicht nur eine photographisch-treue Darstellung der Scene selbst, sondern auch von hohem künstlerischem Werthe ist.

• 21. Sept. Heute fand hier die feierliche Entfaltung des Denkmals für Max v. Schenkendorf statt. Der Oberpräsident v. Schlieffmann gab das Zeichen zur Entfaltung des Denkmals. Der Vorsitzende des Comites, Hauptmann Wander, entwarf in der feierliche eine Schilderung des gezeigten Dichters, „des deutschen Kaiserhelden“, und schloß mit einem beglückwünschenden Hoch auf den Kaiser. Darauf erfolgte die Uebergabe des Denkmals an die Stadt mit Verlesung der betr. Acten. Oberbürgermeister Zeising übernahm das Denkmal im Namen der Stadt und dankte dem Comite namens der hiesigen Behörden. Während der Feier trugen die Gesangsvereine von Antersburg, Wernel und Lütz Schenkendorfsche Lieder vor. Nach beendeter Feier wurden am Fuße des Denkmals Kränze mit Widmungen von der Stadt Koblenz, der Familie v. Schenkendorf, dem Comite und mehreren Vereinen niedergelegt. Am Nachmittag fand ein Festessen in der Bürgerhalle und Festkonzert in Jakobstraße statt. Die Stadt ist festlich mit Fahnen und Guirlanden geschmückt, das Wetter ist bräutig.

Der bedeutendste Dichter der Schweiz nach Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, hat zur Feder gegriffen, um ebeno vielwichtig als wahrheitsgetreue Friedrich Kellers persöhnliches Wesen, seine Ansichten und Lebensverhältnisse in Memoiren zu schildern. Meyers „Erinnerungen an Gottfried Keller“ werden im Schöbner'schen in der von Karl Emil Franzos im Verlage von A. Hoff in Berlin herausgegebenen Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung“ erscheinen, welches außerdem ein neues Volksschauspiel von Paul Heyse, eine Novelle des Herausgebers, eine epische Dichtung von Hermann Lingg sowie eine größere satirische Dichtung aus dem Nachlaß Friedrich Theodor Wihlers bringen wird.

— In Winkler'scher entläßtlicher einiger Ansprüchen die meisten Handwerke des einzigen Bauers'schen Wirtshaus des Groberers hohgelegt worden. Eine große Säule römischer Arbeit, Bruchstücke antiker Gelehrte, Theile flamandischer Geschirre aus der Tudor-Zeit, sowie eine ganze Waie aus derselben Periode befinden sich unter den Funden.

— Vom Reichstagsabgeordneten Sarmening wird in Kürze in Fr. Waule's Verlag (H. Schen) in Jena unter dem Titel „Dierburg“ (Tagebuchblätter) ein Werkchen erscheinen, welches während der Zeitungsstille auf der Dierburg bei Weida entstanden ist.

h. Berlin, 21. Sept. Der geistige Abend brachte dem „Deutschen Theater“ einen großen Erfolg und dem Publikum eine nicht minder große Heberregung. Ernst v. Wildenbruch, der Hohenzollerns und Ritterdichter, hat mit richtigem Entschluß die schwere Mützung abgethan und ein Schauspiel, „Die Hohenzollern“, geschrieben, das in einer nahe bei Berlin gelegenen Papierfabrik spielt. Die Hohenzollern ist ein dralles, munter in den frühen Tag hinein junges Fabrikmädchen, das den strammen Hüttgeißen Hieselbitt liebt und heirathen möchte. Da geknack das Wunderbare: Der junge, reiche und von allerlei Neben abgelenkten Weltglückseligkeitsplänen erfüllte Fabrikherr tritt selbst als ernsthafter Freier an die hübsche Jene an. Die kranke Mutter und der eilig unzureichende Onkel Lampen-Faktor in der Fabrik, reden dem armen Mädchen zu, und da der gütige Bräutigam dem doch von der hohen Ebre, die er dem ungeliebten Stande anhat, so fest überzeugt ist, um nach Jene's Weisung überhaupt zu fragen, wird sie seine Braut. Früher war sie arm, aber vergnügt; jetzt trägt sie schöne Kleider und erhält von einer langweiligen Cousine Anstandsunterricht, aber sie ist tief unglücklich und vergeht vor Schmerz nach ihrem Abscheu, mit dem sie leben konnte, wie ihr der Schwelmer Gemachin ist, während sie jetzt die predigehafte Engelsgüte ihres Bräutigams verächtlich über sich ergehen lassen muß, den sein eigener Bruder nicht ohne einige Berechtigung einen „Moral-faple“ nennt. Dieser Bruder, ein lächerlicher und gewissermaßen Taugenichts, macht sich des Mädchens Angst und Schmerz schla zu Ruhe; er entwirft einen trügerischen Pluchplan, löst das arme Ding nachts in sein Zimmer und führt es durch ihren schlafenden Weim und durch den Anblick lodenden Goldes seinen schänden Zwecken mißbrauchen zu machen. Am entscheidenden Augenblick aber erkennt Jene die ganze Gefahr für geltenden Hülfschrei rüt ihren Verlobten herbei, der den eigenen Bruder tödten würde, sieh ihm nicht die immer bereit Cousine in den Arm. Der Taugenichts wird weggeführt, Jene entgeht durch ein spätes Bemerken der Berechnung des tief erschütterten Mannes, der sie nun ihrem treuen Hüttgeißen giebt, ihr Mutter und Onkel folgen will und vielleicht, wenn der erste Schmerz überstanden ist, bei der ihm auch an unbegreiflichem Gehemuth verstandene Cousine. Die letzteren Scenen des Stückes enthalten eine Fülle gut beobachteter Züge aus dem Berliner Kleinleben; die Handlung selbst hält sich durchaus in Stil alter Familienromangeschichten und nur der lockere sozialpolitische Aufputz sowie die überflüssige und darum in ihrer wüsten Gemeinheit tabelnswerte Verfassungsgene des letzten Actes geben dem Schauspiel für den oberflächlichen Betrachter einen modern-realistischen Charakter. Immerhin ist dieses Werk, das uns eine neue Seite an den künftigen Theatereinstreit Ernst v. Wildenbruchs enthält, mit seiner volkstümlichen Form, seiner gegen Ende theatralisch angehört wirksam gehaltenen Scenerien und seiner seltlichen Tendenz erster zu nehmen als die uns bisher gebotenen Novitäten. Offenbar hat Sudermanns „Ehre“ den Dichterbildner angeregt; es scheint, wir sehen vor einer Zeit, in welcher die deutschen Bühnen von beständigem Sinterchäuserthum überwiegen werden sollen. Dr. v. Wildenbruch wurde von dem äußert animierten Publikum nach jedem Aufzuge mehrmals gerufen. Die Darstellung war ausgezeichnet. Fr. Lehmann trat als Hohenzollern zum ersten male und mit bestem Erfolge am „Deutschen Theater“ auf. Bei den Herren Wadelsburg, Witten, namentlich aber bei Hrn. Engels moß sich der Dichter bedanken. Die erschütternde komische Gestalt, die Engels aus dem ewig hurenenden Lampen-Faktor schuf, trug die ersten Akte über die Klippen der Langeweile und Nebeligkeit siegreich hinweg.

— Das weimarer Hoftheater feiert im Mai 1891 sein hundertjähriges Bestehen. Am Festtage, 7. Mai, selbst sollen, soweit bis jetzt Bestimmungen getroffen sind, „Die Jäger“ von Zingst gegeben werden, das Stück, welches an jenem Tage vor hundert Jahren mit einem Prolog von Goethe gegeben worden ist. Gefeiert wird gefeiert wird die Feier durch Aufstellungen des Jäger und des Wallenstein; damit der Gegenwart ihr Recht werde, wird ein neues Stück eines lebenden Dichters gegeben werden. Die Oper betheiligte sich natürlich ebenfalls an der Gedenkfeyer, ist das weimarer Theater doch auch in dieser Richtung von bedeutendem Einfluß gewesen. Werke Gluck's, Wagner's und eine nachgelassene Oper von Cornelius werden zur Aufführung gelangen.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. L. S.

Für die Redaktion verantwortlich: H. W. Albert Herting in Halle.

faal mündende Thür des Schlafzimmers und rief die Besetzung hinein. Ohne sich aufzukümmern, lief sie wieder hinunter und holte das Rasierwasser, als sie aber zurückkam, war die Thür noch immer verschlossen.

„Der hat ja heute einen wahren Bärenschlaf“, brummte sie gütiglich, noch immer nichts Arges ahnend, „er schlieferte in der Nacht die Treppe hinauf, mag wohl draußen in Hockagen eine schwere Sitzung gewesen sein. Herr Kröner, Herr Kröner, Sie hören Sie doch, Sie warten in der Fabrik auf Sie. Ich habe schon das Rasierwasser gebraucht, es wird ganz kalt.“

Sie trommelte jetzt mit den Händen, fröhlichen Häuten an die Thür, aber im Schlafzimmer blieb alles still.

„Na, so etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen“, schalt die Frau, „das ist ja ein Schlaf wie ein Todter!“

Pflichtlich lief es ihr eisalt über den Rücken, der Klang des Wortes, das sie, ohne sich etwas dabei zu denken, ausgesprochen hatte, erschreckte sie. Sie sagte wohl, um sich zu beruhigen, mit unwilligem Kopfschütteln: „Ach, dummes Zeug, so ein junger, gesunder Mensch!“ aber es klang ihnen recht unfröhlich. Mit steigender Angst wiederholte sie ihr Pochen, immer steigender Klang ihr Ruf: „Herr Kröner, hören Sie denn nicht? Um Gotteswillen, antworten Sie doch, machen Sie doch auf. Christus, mein Heiland, da ist was passiert!“ rief sie händeringend, „und ich bin ganz allein zuhause! Was sang ich nur an?“

Unten ging die Hausthür.

„Wer ist da?“ rief sie.

Der Votz aus der Fabrik kam zum zweitenmale.

„Kommen Sie herauf!“ rief sie hinunter, „ich kann Herrn Kröner nicht wach kriegen, es muß ein Unglück geschehen sein!“

Der Votz porterte die Treppe hinauf und versuchte ebenfalls sein Heil, aber mit nicht günstigerem Erfolge.

„Laufen Sie nach der Fabrik, laufen Sie zum Baumeister Kröner, laufen Sie zum Schloffer“, bat die geangstigte Frau, ohne zu bedenken, daß ein Mensch nicht an drei Orten zugleich sein könne. Zum Glück kam Meister Linger, dem das lange Stehen im schmalen Nebel auf der Straße zu viel geworden war, nachhause. Während der Votz nach der Fabrik eilte, um einen der dort beschäftigten Schloffer herbeizuholen, lief Meister Linger nach der Georgenstraße zu Otto, den er in seiner Wohnung bei der Arbeit antraf. Kaum hatte der Mann das erste Wort hervorgegossen, so sprang der Baumeister schon auf, griff nach Hut und Ueberzieher und stürmte in solcher Eile die Treppe hinab, daß Linger ihn kaum zu folgen vermochte.

Ein günstiges Uelgehör führte in dem Augenblicke, als er aus dem Hause trat, eine der wenigen Droschken, welche Goslau besaß, leer vorüber. Otto rief ihn an, warf sich hinein, Meister Linger folgte ihm ungedulig.

„Schnell, schnell nach der Wasserstadt“, Sie bekommen doppeltes Trinkgeld, nur schnell!“ rief der Baumeister und der Kutsher peitschte auf seine Gängel ein.

Bei ihrer Ankunft in der Wasserstadt fanden sie den Schloffer schon am Werke, und neben ihm auf dem Vorplatz den einen der Besitzer der Sachsenberg'schen Fabrik, der auf die ihm übermittelte sonderbare Kunde selbst gekommen war, sich von der Lage der Dinge zu überzeugen, sowie die jammernde und händeringende Frau Linger.

Bunte Zeitung.

Das Heim des Generalfeldmarschalls Grafen Wolffe. Eine Stunde hinter Schweidnitz, südlich von diesen, liegt im Thale des Dörichen Grotzen, in das am Sonnabend der Kaiser eingezogen ist. Dies in ländlicher Stille hat sich Wolffe ein Ausculum errichtet, auf dem er von Zeit zu Zeit in freierem Zurückgezogenheit auscult. Nur mit seinem Hefen und den Gutsnachbarn Umgang pflegend, sammelt er neue Kräfte zur Arbeit. Selten nur kommen Vergnügungstriebe in die Gegend. Das Schloß ist ein einfacher quadratischer Bau, einständig, mit hohem Giebel. Eine breite, mit einem eisernen Geländer versehene Treppe führt in die Vorterrasse. Ueber dem Gortel prangt noch das von Dresden'sche Wappen, des früheren Besitzers, General v. Wolffe hat den Rest mit den Notations-Planen erworben, die ihm das kurbairische Kabinett verliehen hat. Am 17. Herbst 1838 wurde vom König Wilhelm das Familienheim errichtet. Zu beiden Seiten der kleineren Treppe, die in die Halle führt, hängen mächtige Kronen, im französischen Kriege auf dem Mont Valerien erbeutet und dem Marschall von

Es war jetzt nicht mehr daran zu zweifeln, daß dem Ingenieur ein Unglück zugefallen sein müßte, einem Varn, wie er hier vorführt ward, hätte auch der schwerste Schlaf nicht stand gehalten.

„Wann haben Sie Ihren Bruder zuletzt gesehen, Herr Baumeister?“ fragte der Fabrikbesitzer.

„Gestern abend oder vielmehr heute morgen, wir kamen ziemlich spät aus einer Gesellschaft von Hockagen herein.“

„Wir hörten ihn, er sang: Morgenroth — als er die Treppe hinaufging“, sagte der Seiler.

„Morgenroth, leuchtet mir zum frühen Tod!“ flüsterte der Fabrikbesitzer, indem er sich schüttelte. „Weilten Sie sich doch,“ fügte er zu dem Schloffer geredet laut hinzu.

„Der Nachtriegel ist vorgezogen, Herr Sachsenberg, die Thür giebt nicht nach,“ antwortete der Schloffer.

„Warum gehen Sie nicht an die andere Thür, die führt zur Wohnstube und wird nur verschlossen“, sagte Linger. Die Frau hatte in ihrer Angst gar nicht daran gedacht. Es geschah nach diesem Geheiß und nach verhältnismäßig kurzer Zeit sprang die Thür auf.

Otto Kröner und Herr Sachsenberg betraten gleichzeitig die Wohnung. In beiden Zimmern lag die Kleidungstücke, wie ein Mensch sie abwirft, der es eilig hat, sich niederzuliegen; im Schlafzammer vor dem Bett stand ein Nachttisch mit dem Richte und der Uhr im Uhrhänder darauf, aber sie war hienzu geblieben; ihr Besitzer hatte vergessen, sie aufzuhängen.

Es war freilich nur Herr Sachsenberg, der alle diese Bemerkungen machte, Otto Kröner hatte dafür keine Augen. Er stürzte an das Bett seines Bruders, der anscheinend in ruhigen Schloffe lag. Der Baumeister trieb ihm mit der Hand über das Gesicht und fuhr mit einem Schredensschrei zurück; es war eisalt.

Linger, der mit seiner Frau und dem Schloffer den beiden Herren gefolgt war, hatte inzwischen in beiden Zimmern die Hantel ausgezogen und die Vorhänge so weit wie möglich zurückgeschlagen. Die Morgensonne, die inzwischen des Nebels völlig Herr geworden war, farbte in breiten Streifen herein und übergoß mit ihrem warmen Lichte das stille, marmorbliche Gesicht des Schlafers.

„Er muß schon seit Stunden todt sein,“ sagte Herr Sachsenberg leise, als fürchte er doch, ein lautes Wort könne die Ruhe des Schlafenden stören.

„Es ist nicht möglich! Es kann nicht sein!“ rief Otto, der wie erklarrt gestanden hatte. „Ein Arzt, um Gotteswillen, ein Arzt!“ bat er.

„Kaufen Sie, Starke, holen Sie den ersten besten Arzt, der Ihnen in den Weg kommt,“ gebot Herr Sachsenberg dem Schloffer, „und dann gehen Sie nach der Polizei,“ fügte er leiser hinzu. Frau Linger hatte das Wort aber doch aufgesungen.

„Polizei in meinem Hause! Auch das noch!“ jammerte sie, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

„Kaufen Sie nur nach dem Arzt, Starke, die Meldung bei der Polizei werde ich besorgen,“ rief der Seiler dem Arbeiter nach, dann sagte er seine Frau am Arme und führte sie mit den Worten hinaus: „Ruhig, Mutter, komme hinunter, du kannst hier gar nichts nützen.“

(Fortf. folgt.)

Kaiser zum Geschenk gemacht. In der Halle begriffen den Bruder drei prächtige, in Bronze gegossene Reiterkriegerfiguren auf mächtigen Sockeln. Das mittlere zeigt die Selbengestalt Kaiser Wilhelm's I. im Mantel, Helm und fliegenden Helmbüschel, ein Geschenk des Kaisers zum 50jährigen Dienstjubiläum des Feldmarschalls. Rechts davon steht eine künstlerisch ausgeführte Statue des kaiserlichen Denkmals Friedrich's d. Gr. Auf dem dritten Postament erhebt sich die Reiterstatue des Marschalls selbst, ein Geschenk des Grafen Generalstabes. In den Seitengängen der Halle sind große Broncebüden der preussischen Könige, sowie des Prinzen Friedrich Karl angebracht. Die Wohnzimmer sind einfach eingerichtet und geben ein edles Bild von der Anpruchslosigkeit des Feldmarschalls; in das niedrige Nebelbett, ein einfacher Schreibtisch. Große Karten hängen an der Wand. Eine ganze Wandfläche nimmt der Stammbaum derer von Wolffe mit seinen vielen Verzweigungen ein. In den oberen Räumen des Schloßes befinden sich verschiedene größere Zimmer, mit Familienbildern geschmückt. Dort fand auch die dem Feldmarschall nach und nach gewidmeten Gesandten angebracht. Sie finden sich vorzüglichste Bilder der Eltern des Grafen, des Vaters

in der kaiserlichen Generalsuniform, ferner ein Bild der Mutter, das ebenfalls als Bildnis darsieht. Von hohem Interesse ist der Brustbild, in dem die Eltern des Grafen und die Mutter aus seit alten Stätten des Deutschen Reiches aufsteigend sind. In einem anderen Schrank hängen und stehen Waffen aller Zeiten und Völker, darunter mehrere dem Feldmarschall gewidmete Ehrenwäpner. In einem weiteren Gemache sind zahlreiche Gesandten von Fürstlichkeiten ausgeführt, unter diesen auch eine Marmorstatue Napoleons III., die dieser dem Grafen verleiht, als er sich nach auf der Höhe seiner Macht befand. Auch findet sich ein Gemälde Wolffe's in kaiserlichem Vollort, den er früher als Oberst trug. Neben hat Wolffe's Gemählde in diesem trauigen Heim nicht lange idealen sollen. Sie starb am 24. Dec. 1838 in Berlin, ist aber auf dem Grabbirge im Park von Grotzen in einer dortselbst errichteten Kapelle beigesetzt. Dort finden denn auch der Feldmarschall seine Ehegängerin. Zuletzt ist noch der Malenplatz vor dem Portal zu erwähnen, wo auf hohem Postament eine Kolossalstatue Kaiser Wilhelm's I. sich erhebt, ebenfalls ein Geschenk desselben. Auf den Schwellen des Schloßportals erheben sich rechts und links Gelatioren in mehr als Lebensgröße.

Der Säbel Wücher's. In dem kaiserlichen Wücher-Denkmal in Berlin fehlt der Säbel des kaiserlichen Wücher bekanntlich die Quale. War eine Anfrage, ob die Tradition einen Grund habe, nach welcher die Quale einmala Wücher wegen einer Zuhilfenahme vom König aberkannt und ihm auch später trotz der Erhebung zum Fürsten und Feldmarschall nicht wieder zuerkannt worden sei, oder wie das auffallende Fehlen der Säbel-Quale iont zu erklären sei, erhielt der „Bär“ folgende Antwort: „Das Fehlen der Säbelquale (Vorteppe) am Säbel Wücher's an Wücher's Wücher-Denkmal hinter den Kuden bemut wahrscheinlich auf einem Versehen Wücher's, Wey einen „Zuhilfenahme Wücher's“, wegen welcher der Säbelquale verloren habe, ist nicht bekannt. — Das Versehen Wücher's wird wahrscheinlich durch seine eigenen Worte, in welchen er den in London gerade weilenden Freunde Schinkel drei Wochen nach der Entfällung des Denkmals (18. Juni 1826) das Urtheil mittheilt, zu dem er nach längerer Erwägung gekommen war: „Das Denkmal Wücher's scheint den Zeiten zu gefallen; nur fehlt das Vorteppe, und das Vorteppe ist ein vorne, gefehen ihnen nicht dreit genug.“ Ueberigens fällt es seinen Worten.

„Sie sollen ihn nicht haben.“ Der 18. Sept. weilt die Erinnerung an ein unvergessenes Ereigniß, das vor 50 Jahren für ganz Deutschland, ja für Europa eine große Bedeutung erlangt hatte. Die Post. Ztg. schreibt hierzu: Am 18. Sept. 1840 veröffentlichte Wücher unter dem Titel „Der freie deutsche Rhein“ in der Triebischen Zeitung sein Gedicht, das dann kurzweg als „Rheinlied“ berüchtigt wurde. „Sie sollen ihn nicht haben.“ Die Veröffentlichung fiel in eine erregte Zeit. Die französische Regierung hatte mit ihrer Diktatorpolitik durch die Quadrupelallianz eine schwere Niederlage erlitten und um die öffentliche Aufmerksamkeit hiervon abzuwenden, war die Frage des linken Rheintades auf die Tagesordnung gesetzt worden, um ihn nicht später die Kaiserin Eugenie gedacht, schien er die Scharte ansprechen zu wollen. Die Kriegsdrohungen von der Seine fanden zornige Erwiderung in Deutschland; der Sänger des Freiheitskrieges sich erinnernd, griffen die Dichter zu ihrer Feder, und Wücher hatte das Glück, der allgemeinen nationalen Aufwallung den bescheidensten Ausdruck, wenigstens in den Augen der Zeitgenossen zu geben. Das Gedicht machte die Runde durch alle Wücher und lief zahllose Nachahmungen hervor, darunter auch Max Schmedding's „Recht am Rhein“, die jedoch damals unbedacht blieb und nicht fünfzehn Jahre später, als der Dichter bereits unter dem Hain ruhte, durch Karl Wilhelm's Komposition in den Rheinländern vöthlichstlich wurde. Schnell benachrichtigten sich auch die Tonmeister des kaiserlichen Rheinliedes und binnen Kurzen zählte man 20 Tausend solcher Kompositionen. Auch die gelehrtesten Meister, wie Schumann, Marschner, Heißiger, Kreutzer, Metzschke, befreiligten sich an dem Wertebemerk, eilende eigener mit vertheilbaren Werken. Sanftmüthig, damals der berühmteste der französischen Dichter, suchte den Sturm mit seiner „Marschall'sche Friedens“ zu beherrschen, aber er verdrück es damit nur bei seinen Landsleuten, denen Alfred de Musset besser aus der Seele schrieb mit seinem übermüthigen: „Nous l'avons vu outre Rhin allemand.“ Indessen wurde man doch an der Seine tätig über die unerwartete Umnalung des deutschen Nationalgefühls, die so groß den Wücher ins Gedicht schlug, welche noch kurz zuvor über die „französischen Sympathien am linken Rheintad“ verbreitet worden waren, und wenn sich auch nicht beaupten läßt, daß es das Wücher allein war, welche die französische Regierung vom Kriegsplane ablenkte, so hatte der Wücher'se Sang doch daran seinen guten Antheil; er erregte das ganze Deutschland auf ein gemeinsames Feldgeheiß. Wücher, 1816 zu Geilenfischen geboren und als Hilfsarbeiter bei einem Gerichtsreiber ein jämmerliches Dasein fristend, war mit einem Schloffe ein berühmter und hochgeachteter Mann. Die deutschen Fürsten bewunderten ihn Ehrengaben, König Friedrich Wilhelm IV. räumte Thaler und einen fünfjährigen Jahreslohn von 300 Thalern, Ludwig I. von Bayern, als der „Halsgurgel der Rhein“, einen fort-

baren goldenen Becker, zu geschweigen von den zahlreichen anderen Ehren, die aus hiesigen Kreisen eintrugen. Kurzum, der Dichter des Rheinliedes genoss eine Volkshuld; seit, wie sie kaum je zuvor einem Dichter zutheil geworden war. In alle lebenden Sprachen wurde das Lied überetzt, bisweilen unter Umformung nach den nationalen Verhältnissen, wie in Krain, wo das Gedicht als „Krajnska Sava“ (freie kranische Sava) erschien. Aber der Uebersetzung sollte nicht ausbleiben. Das Uebermaß der schwächlichen Nachahmungen, aus die immer wiederholte antwortende Menge der Kompositionen reizte die Gottheit, die sich wohl nicht herabgelassen hätte, wenn der Stammbaum zum Gunt geübt hätte, die aber freies Spiel hatte, nachdem die nationale Begeisterung in der Luft verpufft war und die Mächtigkeith der deutschen inneren Welttheilnahme wieder in helles Licht trat. Wie vorher von ernst gemeinten Nachdichtungen, so mimmelte es jetzt von Karotten, darunter besonders beliebt eine Umformung, welche begann: Wir wollen ihn nicht haben, worauf dann, je nach den örtlichen Verhältnissen, der Name eines mitschlagigen Namens oder einer verhassten Einrichtung folgte. In diese satirische Stimmung fiel nun das Erscheinen eines Bundes Gedichte von Wücher, die allerdings den Verfasser nicht so hoher Ehren würdig erscheinen ließen, als sie ihm überaus schätzlich zutheil geworden, und die von der sünftigen Kritik mit gräulicher Mächtigkeith gepörricht wurden. Der arme Becker, vor einigen Monaten noch der Gegenstand einmüthiger Verehrung, ward plötzlich der Gegenstand verächtlichen Hohmes. Wie er darunter gelitten haben mag, ist in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Er ließ sich weiter von hienunter hätte abheben, noch leben zu den Todten. Doch er im Stillen weiter geschickelt, bewies er einige empfindungsvolle Pieder, die nach seinem Todhinweisen, 28. Aug. 1845, veröffentlicht wurden. Vor dem Grabe verumtete der Hohn, und dem Todten ließ man die Ehre, die ihm gebührt: in den Tagen seiner Gefahr hatte er sein Volk zu einem gemeinamen Bedenke geweiht, und das ist auch eine That, würdig der Erinnerung der Nachwelt.

Das Schmuggel-Museum in London. Ueber dieses Museum, das eine äußerst interessante Sammlung von geschwätzten Waaren und solchen Gegenständen enthält, deren sich die Schmuggler bei ihrem antistatthaligen Geschäfte bedienen, wird uns folgendes berichtet: Gleich beim Eingange fällt dem Besucher des Museums eine unangenehme Wellington's-Statue — aus Blei auf. Die Geschichte dieses Standbildes ist eine recht merkwürdige. Das Blei unterliegt bekanntlich in England als Kriegsmaterial einem hohen Eingangssteuere, zu Kunstgegenständen verarbeitet, ist es jedoch tollfrei. Ein Schlammeier verfiel nun auf die „patriotische“ Idee, Hunderte und aber Hunderte von bleiernen Wellingtons, aus dem Gießen von Waterloo nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit hatten, gießen zu lassen und diese so massenhaft nach England zu importiren, daß jeder Deller mit einem solchen Museum hätte versehen werden könnte. Aber ausgeführt wurden dieelben nirgend, sondern sie wanderten einfach nach Birmingham — in eine Kugelgießerei. Endlich ging dem Fiskus ein Licht auf und dem Schmuggelwesen Geheiß wurde nach ein Ende gemacht. — Im Museum befindet sich ferner die etwas unsymmetrische thönerne Statue einer alten Frau. Es ist ein Modell, welches zeigt, in welcher Weise Schmuggelgerinnen die geschwätzten Waaren zu verbergen pflegen. — Neben der thönernen Frau hängt ein großes, salterreiches Kleid, in welchem die Fäden die Größe von Fäden haben. Auch eine Kränze ist da zu sehen; ihre Weiten sind dicht mit kleinen geschwätzten Waaren unbedeckt. — Ein thürmehrer Ohligum, mit geschickt geordneten Haaren, ist ein Maquinet für Wücher'se Spitzen. Ein Schoßbüden ist auch da, das so laut d'Veinlaut, als wollte es einem die Hand leiten. Der kleine Büdenler lebt nicht; er war ausgepörricht mit Valencienne-Spitzen und Brillantieren. Dort hängt ein Winterrod, in seinem Rützel hat man nicht weniger als 140 goldene Uebren. Der Uebren daneben war einst mit geschwätzten Schänen gefüllt. In der Ecke leint ein riesiger Stod, man wäre versucht, ihn für ein schweres Vorwurfszeug zu halten. Der Stod selbst ist jedoch, wie man eines Tages entdecken, federleicht; nur die 5000 Stück Ringe, die er in seinem Innern verbirgt, hatten ihn so schwer gemacht. Ein Zudeinseil ist deshalb von Interesse, weil er einer von jenen tadeln Waaren ist, deren Sohlen mit geröstetem Tabak gefüllt waren. Lange Tabakrollen sind als Infanterie — von außen geherbt — eingeschuggelt worden. Auf einem Tische liegt ein Deckchen, er bezieht aus — Schwappstab. Daneben liegt ein großes Buch „Die Lebens-Philosophie“ von Wücher. Schlingt man einige Blätter des Buches um, so sieht man runde Blätter in beinlicher; sie dienen 60 goldenen Damentüren als Futteral. Es sind noch zahlreiche andere Gegenstände da, alle dazu bestimmt, damit die Goldbesitzer an ihren ihre Studien machen können. Dem Publikum ist der Eintritt in das Museum nicht gestattet; es bedarf besonderer Protection seitens eines Oberbeamten, die er Erlaubnis zu erhalten, einen Blick in die merkwürdige Sammlung thun zu dürfen.

Die Rheinländerinnen haben zwar seit Jahrhunderten das Ansehen einer lustigen Männer und Schöne, so ist ein notwendiges Uebel betrachtet, gegen das kein Mittel erfinden ist, aber das weltliche Geschlecht in Mettmann ist gegen dies

